

Die Zeitschrift

Nr. 21

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1897

Die Mutter.

Von Gioiud Carducci.

Sie sah gewiß der rosige Morgen schon,
Wenn auf das graue Feld er die Schnitter
Die unbeschuheten Schritte lenken | treibt,
Rasch durch des duffenden Heues Keuchte.

Und Mittags dann zum Acker hinabgebengt
Die breiten Schultern, hörten am Wege sie
Mit den Cikaden in die Wette
Singen die weißlich bestäubten Almen.

Und hob die hohe Brust von der Arbeit sie
Ihr braun Gesicht, die goldigen Flechten auf,
Hat deiner Abendsonne Feuer
Tief die Gestalt ihr gefärbt, Toscana.

Dun schwingt die starke Mutter ihr starkes Kind,
Schon an den nackten Brüsten gesättiget,
Und schwingt es hoch in süßem Plaudern,
Während das Knäblein die hellen Augen

Fest in der Mutter Augen geheftet hat.
Sein kleiner Körper zappelt, die Finger streckt
Es suchend nach ihr aus, und lachend
Giebt sich die Mutter ihm hin in Liebe.

Anlacht sie rings ihr häusliches Tagewerk,
Von grüner Halde winken die schwankenden
Kornfelder, und der Dohse brüllt, es
Kräht auf der Tenne der stolze Haushahn.

So will Natur den Starken, die ihrethalb
Die Ruhmeslarven, welche die Menge liebt,
Verschmähen, mit heiligen Gesichtern
Stärken die Seelen, o Adriano.

So hast du, strenger Künstler, dem Marmorblock
Vertraut der Zukunft edelste Hoffnungen.
Wann wird die Arbeit Freude werden?
Wann sich die Liebe gesichert fühlen?

Wann wird zur Sonne blickend ein freies Volk,
Ein Volk von Starken, sprechen: O leuchte nicht
Du Müßiggang und Fürstenkriegen,
Nur zu der redlichen, frommen Arbeit! —?

(Aus dem Italienischen übersetzt von Paul Heyse.)

Unter dem Soldatenkönig.

Von Dorothee Goebeler.

Am 4. August 1688 herrschte im altersgrauen Schlosse zu Berlin-Gölln eitel Jubel und Lust. Sophie Charlotte, die geistreiche Freundin des großen Leibniz, hatte ihrem Gatten den ersten Sohn geboren, den neuen Erben für die Krone Brandenburg. Abergläubisch, wie die meisten seiner Zeitgenossen, ließ der Vater, damals noch Kurfürst Friedrich III., dem Neugeborenen von einem Astrologen das Horoskop stellen, und die Verheißungen des Sternendekters klangen garnicht übel. Der Prinz sollte allerdings niemals einen Sohn sein eigen nennen, dafür aber im Jahre 1720 eine Heldenthat vollbringen, wie sie die Welt noch nie gesehen hatte.

Schade, daß die Prophezeiungen des Weisen von Berlin-Gölln gerade in umgekehrter Weise in Erfüllung gingen. Der Sohn der philosophischen

Königin hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft und hat in seinem ganzen Leben keine einzige Heldenthat vollbracht, ausgenommen etwa, daß er seine Frau, Kinder, Diener und Unterthanen prügelte, so oft sich nur Gelegenheit zum Prügeln bot.

Denn jener Knabe, der im Jahre 1688 zum ersten Male das Licht der Welt erblickte, war kein Geringerer, als der nachmalige König Friedrich Wilhelm I., der Fürst, den die Geschichte kurzweg den „Soldatenkönig“ nennt.

Die lange und oft auch recht langweilige Regentensreihe der Hohenzollern-dynastie hat kaum einen psychologisch interessanteren Charakter aufzuweisen, als diesen zweiten Preußenkönig. Man weiß eigentlich nie, ob man den Mann verachten oder belächeln soll. Der eisernen Strenge, mit der er bei seinem Regierungsantritt dem Lotterleben des verkommenen Berliner Hofes kurzweg ein Ende machte, seiner Sittenreinheit und bürgerlichen Einfachheit kann man eine gewisse Anerkennung nicht versagen, die bei-

spiellose Brutalität, mit der er jeder künstlerischen Bestrebung entgegentrat, seine Rohheit, sein schmutziger Geiz, seine Grausamkeit, die nicht selten zur Bestialität ansartete, überhaupt die ganze verworfene Niederträchtigkeit, die aus unzähligen seiner Thaten spricht, haben ihm indessen für immer den Stempel des von Grund auf bösen und bössartigen Menschen aufgedrückt.

Seine schlechten Eigenschaften zeigten sich schon sehr früh. Seine Erzieherin, Frau von Montbeil, hatte besonders unter seinem Trotz zu leiden. Als er einst zur Strafe kein Frühstück erhalten sollte, kletterte der kaum Sechsjährige auf die Fensterbrüstung und drohte der Gouvernante, sich die drei Stoc hinabzustürzen. Seine Mutter verzog ihn außerdem noch in jeder Weise; was sie an seinem Charakter nicht verdarb, verdarb seine Großmutter, die Kurfürstin von Hannover.

Als erster Erzieher des jungen Königssohnes fungirte der Generallieutenant Graf Alexander von

Dohna. Viele Macht über den Unbändigen gewann auch er nicht. Zum Lernen war der Prinz überhaupt nicht zu bringen, und seine Unwissenheit steht denn vielleicht auch bei einem Regenten einzig da. Zeitbens hat er es nie dahin gebracht, ein richtiges Deutsch zu sprechen.

Dafür leistete er jedoch in Brutalitäten schon als Knabe das Menschmögliche. Er ritt auf den Lakaien und Pagen im Zimmer umher und peitschte sie, sobald er des Spieles überdrüssig, einfach zur Thür hinaus. Den jungen Herzog von Surland schleuderte er beim Spiel so heftig auf den Boden, daß man ihn bewußtlos forttrug, seinen Unterhofmeister, von Brandt, stürzte er sogar die Treppe hinab.

Obgleich der König und die Königin keine dieser Rohheiten strafte, erfüllte die eigenthümliche Veranlagung des Prinzen sie doch allmählig mit stiller Besorgniß. Die feinfühligste Sophie Charlotte spricht sich in einem Briefe an ihre Freundin, Fräulein von Pöllnitz, sehr lebhaft aus, sie schreibt über den damals dierzehnjährigen Prinzen: „Der junge Mann, den ich nur für lebhaft und heftig hielt, hat Beweise von einer Härte gegeben, die nur aus einem sehr bösen Herzen kommen kann. Ich habe ihm, dem Kronprinzen, sehr den Text gelesen, und da dies nicht oft der Fall ist, habe ich nichts außer Acht gelassen und mich aller seiner unblöthen Handlungen erinnert. Hierzu kommen die Klagen der Damen, daß er ihnen grobe Beleidigungen sagt; mein Zorn ging bis zur Entrüstung. Zeigt diese Art der Beleidigung etwa Seelenadel? Welch eine Rohheit des Geistes liegt darin!“

In der That bemühte sich die Königin, dem Prinzen edlere Empfindungen beizubringen, sie ließ ihn zweimal in der Woche zu sich nach Liezenburg hinauskommen und versuchte durch gute Lektüre und geistreiche Unterhaltung sein Herz zu bilden, aber umsonst! Friedrich Wilhelm zog sich immer mehr vom Hofe zurück und lebte seinen eigenen, wilden Neigungen. Liebesabenteuer hat der Jüngling nie gehabt, die Weiber reizten ihn nicht, die Jagd und die Soldaten füllten seine ganze Zeit aus. Der König hatte ihm eine Kompanie Kadetten übergeben und verlieh ihm später ein Infanterie-Regiment, dessen Leibkompanie in Wusterhausen stand. Schon in diesem ersten militärischen Wirkungskreis zeigte der Prinz jene Vorliebe für „lange Kerle“, die ihm später so manches Stückchen Geld gekostet hat. 1709 machte er unter Prinz Eugen und Marlborough die Feldzüge am Rhein mit und kämpfte in der Schlacht bei Malplaquet; roher noch, als er gegangen, kam er wieder. Selbst seine am 14. November 1706 geschlossene Heirat mit Sophie Dorothea von Hannover vermochte seine Sitten nicht zu mildern. Jetzt, da er seinen eigenen Hofstaat hatte, hielt er sich dem väterlichen Hofe noch ferner denn zuvor. Die Günstlings- und Maitressenwirtschaft sagte ihm nicht zu, und nur, als es galt, den unwürdigen Grafen Kolbe von Wartenberg aus seiner einflussreichen Ministerstellung zu entfernen, nahm er an den Hofintrigen Theil.

Im Jahre 1713 wurde Friedrich I. zu seinen Vätern versammelt und Friedrich Wilhelm I. bestieg den preussischen Königsthron.

Die erste Regierungshandlung des jungen Fürsten bestand darin, daß er den gesammten Hofstaat seines verschwenderischen Vaters auflöste, all die kostspieligen Zeremonienmeister, Schweizergarden, Hofpoeten und was sonst im Schlosse Friedrichs I. herumgelungert hatte, mußte von dannen ziehen.

Von den unzähligen Pagen blieben nur sechzehn im Dienst, die ebenso zahlreichen Lakaien wurden gleichfalls bis auf sechs entlassen. Ihre kostbare Vivree mußte einem einfachen Rock weichen, auch erhielten sie nicht mehr Gehalt als monatlich acht Thaler. Aufgelöst wurde auch der kostbare, aus tausend reich beschirrten Pferden bestehende Marstall Friedrichs I. Mit dem Erlös bezahlte Friedrich Wilhelm seines Vaters Schulden. Das üppige Hoflager des ersten Preussenkönigs hatte sich mit einem Schlage in den einfachen Haushalt eines schlichten Bürgers verwandelt. Kein Fest wurde mehr gefeiert, keine Gesellschaft gegeben, selbst die

Geburtstage der Prinzen und Prinzessinnen verliefen ohne Sang und Klang. Der Krönungstag, der 18. Januar, heute wieder, wie unter Friedrich I., einer der höchsten Festtage des Hofes, wurde aller Feierlichkeit entkleidet, selbst auf die Königsfeier in Königsberg verzichtete der König, um zu sparen. Ueberhaupt war die äußerste Sparsamkeit seine starke Seite. Wenn wirklich einmal Gesellschaft bei Hofe war, mußten die Generäle ihre eigenen Pagen mitbringen und diese hatten bei der Tafel aufzuwarten. Werthvolle Kleider trug der König nie, sein Rock bestand für gewöhnlich aus grobem Tuch, und um ihn zu schützen, streifte er im Hause Leinwandärmel darüber und trug eine große, grüne Schürze.

Seine beispiellose Knauerei erstreckte sich sogar auf den Küchenzettel, den er täglich höchst eigenhändig revidirte. Wenn die Preise mit den augenblicklichen Marktpreisen nicht harmonirten, wurde er rasend. Bei einer Zitrone, die mit neun Pfennigen berechnet war, schrieb er einen Pfennig, und als eine Rechnung für das Mittag- und Abendessen der königlichen Familie und ihrer Gäste auf 31 Thaler 16 Groschen angesetzt wurde, schrieb er darunter: „verflucht gestohlen“ und zwackte dem Koch noch einen Thaler ab.

Wirklichen Aufwand erlaubte er sich nur, wenn fremde Fürstlichkeiten zum Besuch eintrafen; als 1717 Peter der Große mit seiner Gemahlin nach Berlin kam, schrieb der König an das Finanz-Direktorium: „Ich will 6000 Thaler destiniren, dafür soll das Finanz-Direktorium die Menagen so machen, daß ich den Zaren freihalten kann, von Memel bis Weisel. In Berlin wird der Zar aparte tractirt, mit einem Pfennig gebe mehr dazu. Aber der Welt sollen sie ein Geschrei machen, von 30 40 000 Thaler, das es mir koste.“ Der alte Knicker hatte also trotz aller Knauerei doch den Ehrgeiz, für freigebig gehalten zu werden.

Genau wie das Budget theilte Friedrich Wilhelm auch seine Tage ein. Er erhob sich Morgens um vier Uhr, wusch sich, und zwar Sommer wie Winter mit kaltem Wasser, betete, und ging dann während des Frühstückes die eingegangenen Briefe durch, die auch sogleich beantwortet wurden. Nach der Toilette hörte er bis zehn Uhr die Vorträge der Minister und begab sich sodann nach der Wachparade, war diese beendet, wurde der Marstall revidirt und Schlag zwölf Uhr zu Tisch gegangen.

Ueber die königliche Tafel gehen verschiedene Versionen um. Darf man dem Biographen des Königs Glauben schenken, so war sie ganz anständig besetzt, nach den Berichten der Prinzessin Wilhelmine, der Tochter des Königs, standen die Teilnehmer hungriger auf, als sie sich zum Mahl gesetzt hatten.

Nach dem Essen ritt der König aus oder er machte eine Promenade durch die gerade im ersten Ausblühen begriffene Friedrichstadt, und diese Promenaden wurden bald zu einer Geißel für Berlin. Friedrich Wilhelm liebte es, mit seinen Bürgern stets in persönlichen Verkehr zu treten. Wie er selbst Jedem ungenirt ansprach, so erwartete er auch wieder offene, rückhaltslose Antworten. Wer auf seine verschiedenen Fragen schlagfertig einging, konnte seiner Gnade sicher sein, wer etwa ausweichen wollte, bekam den Stock zu kosten. Die Prügelucht des Königs war beinahe krankhaft, er schlug Alles, was in seine Nähe kam; das spanische Rohr, welches ihn nie verließ, tanzte sowohl auf dem Rücken der Königin, als auf dem der Lakaien und des einfachen Bürgersmannes. Nach seiner Meinung war es für eine gute Wirtschaft notwendig, daß die Diener zeitweise ihre Tracht Prügel bekommen, und so schlug er denn rein zum Zeitvertreib auf seine Untergebenen ein. Dabei sagte er ihnen ganz liebenswürdig: „Es ist lange her, daß Ihr etwas bekommen habt, Ihr müßt mal wieder Hiebe haben, um nicht nachlässig zu werden!“

Nie hat ein so unköniglicher König auf einem Fürstenthron gesessen.

Natürlich bekamen die Berliner vor ihrem schlagfertigen Herrn und seinem spanischen Rohr bald einen heillosen Respekt. Wenn sich der König sehen ließ,

machte Jeder, daß er schleunigst davonkam. Das war indessen nicht nach dem Herzen Friedrich Wilhelms.

Ein armer Tanzmeister, der seinem Stock entwich, mußte zur Strafe vier Wochen am Bau der Petrikirche Schutt karren; schlimmer noch erging es einem alten Juden. Der König begegnete ihm in einer engen Gasse. Der Jude wollte sich davonmachen, Friedrich Wilhelm setzte ihm jedoch nach und hielt ihn an. „Weshalb läuffst Du davon?“ — „Majestät, ich fürchte mich!“ — „Was fürchten? Lieben sollt Ihr mich!“ und das spanische Rohr fauste auf den Rücken des unglücklichen Alten nieder, bis er blutend zusammenbrach.

Selbstverständlich blieb das Beispiel dieses Prügel-pädagogen auf dem Throne im Lande nicht ohne Nachahmung. Ein finsterner Geist stand über Preußen, der Geist der Peitsche. Wie der König prügelte, so prügelten die Unterthanen. Der Meister schlug die Gesellen, die Frau die Mägde, der Lehrer die Buben. Die Prügelei artete schließlich derart aus, daß Friedrich Wilhelm eigene Gesetze dagegen erließ. Am 4. April 1738 wurde angeordnet, daß Jeder, der einen Untergebenen schlug, auf der Festung sechs Wochen karren, beim zweiten Male indessen gehangen werden sollte. Der König prügelte indessen ruhig weiter.

Die Abende verbrachte der König im Tabakskollegium, jener zwanglosen Vereinigung seiner Freunde und Hofherren, die noch für Jahrhunderte ihren Ruf behalten wird.

Unterbrochen wurde diese Tagesordnung nur des Sonntags, wo sich der König Vor- und Nachmittags zur Kirche begab, und auf Reisen oder zur Jagdsaison, denn Friedrich Wilhelm war ein leidenschaftlicher Jäger.

Des Königs Hauptneigung blieben indessen die Soldaten. Er ist der eigentliche Begründer des „Militärstaats“ Preußen. Er hat uns den Moloch „Armee“ geschaffen, der unseres Volkes beste Kraft zerfrisst und zernagt und unerfättlich immer neue Opfer fordert.

Seine Riesensoldaten, die er in Potsdam hielt, kosteten Millionen; während er bei der Küchenrechnung um den Pfennig feilschte, kam es ihm bei den Soldaten auf Tausende nicht an. 1725 hatte er bereits ein Heer von 64 263 Mann, als er 1740 starb, ernährte Preußen 89 000 Soldaten.

Die Art und Weise, wie sich der König die Gelder zum Unterhalt der Truppen verschaffte, macht seinem schmutzigen Geiz alle Ehre. Der große Kurfürst hatte zur Unterstützung der neu begründeten kurbrandenburgischen Seemacht eine Marinekasse gegründet. Friedrich Wilhelm verwandelte sie in eine Rekrutenkasse und bestimmte am 9. Dezember 1721, daß Jeder, der irgend ein Amt, eine Anwartschaft auf ein Amt oder sonst ein Privilegium zu erwarten hatte, von jetzt an eine gewisse Summe an die Rekrutenkasse zahlen sollte, deren Höhe er, der König, festsetzen wollte. Anfangs zahlte jeder Beamte eine bestimmte Summe, als damit nicht genug einkam, mußten die Anwärter selber sagen, wie viel sie geben wollten, und der Meistbietende erhielt den Posten. Ein Titel- und Aemterhändler also, wie er schamloser nicht gedacht werden konnte, und das direkt unter Wissen und Willen des Königs. Für sechshundert Thaler konnte damals Jeder Hofrath werden, ob er den Titel verdiente oder nicht.

Eine andere Einnahmequelle erwuchs der Kasse aus jenen Summen, welche von Reichen und Vornehmern gezahlt wurden, um etwa drohenden Prozessen zu entgehen, selbst das Recht mußte sich dem Militarismus beugen.

Natürlich wurde die Rekrutenkasse durch diese Manipulationen ungeheuer reich. Das Geld ging indessen, wie es kam, denn die Werbungen verschlangen Unsummen. Die preussischen Werber waren zu jener Zeit der Schrecken und die Geißel des Volkes, der Teufel konnte nicht mehr gefürchtet sein als sie. Jeder junge Mann, der einigermaßen groß und kräftig gebaut war, wurde ohne Erbarmen unter die Soldaten gesteckt. Die gemeinsten Kniffe waren gerade gut genug, um einen friedlichen Bürger unter Friedrich Wilhelms „liebe, blaue Kinder“ zu pressen. In Quedlinburg wurde ein reicher Bierbrauer von der Strafe weg in das Gefängniß geworfen und nicht

cher freigelassen, bis er einen Rekruten für sich gestellt, dessen Anwerbung tausend Thaler kostete. Nicht die Jugend einmal war den Werbem heilig. Die Schulknaben erhielten Militärpässe und rothe Halsbinden, um sie damit als für das Heer erworben zu bezeichnen. Die Kommandeure schenkten den Neugeborenen, die sich durch Kraft und Größe auszeichneten, die rothe Halsbinde als Pathengeschenk und bestimmten sie so von vornherein zu Soldaten.

Das halbe Volk gerieth in die bunte Zucke. Die Handwerker fanden keine Gesellen mehr, das ganze Gewerbe ging zurück, verschlungen von dem Ungehener „Militarismus“. Für das Leibregiment des Königs, welches in Potsdam stand, mußten die Werber die längsten Niesen aus aller Herren Länder zusammen trommeln. Einer der Größten war der Norweger Jonäs. Je länger der Niese, desto höher war seine Löhnung. Die Flügelleute bekamen sechzehn bis zwanzig Thaler monatlich.

Im Uebrigen waren die Niesen sehr theuer, ein Kerl von fünf Fuß zehn Zoll kostete siebenhundert Thaler, einer von sechs Fuß tausend Thaler, die größeren noch mehr. Für den Rekruten Joseph Große zahlte der König 7233 Thaler 8 Groschen; die genannten Rechnungen darüber sind noch vorhanden.

Die Kniffe, welche die Werber zur Herausbringung „langer Kerle“ im Auslande anwandten, spotteten jeder Beschreibung und erregten bald den Unwillen der anderen Fürsten. Der Kurfürst von Bayern ließ die preussischen Werber schließlich hängen, wo er sie antraf, der Landgraf von Hessen und andere Herrscher folgten seinem Beispiel, sehr zum Jorne Friedrich Wilhelms.

Nebenbei wußten sich die auswärtigen Höfe die verrückte Liebhaberei des Königs auch zu Nütze zu machen. Als man merkte, daß man für einen großen Soldaten in der Politik Alles von ihm erreichen konnte, trafen von allen Seiten Rekrutengeschenke ein. Mit Katharina I. von Rußland tauschte der König fortwährend Unterthanen aus. Die Kaiserin schickte Niesen nach Preußen, der König sandte geschickte Arbeiter nach Rußland; wer gutwillig nicht gehen wollte, wurde mit Gewalt expedirt. Der Menschenhandel blühte in entsetzlicher Weise.

Hätte Friedrich Wilhelm indessen am liebsten das ganze Volk in die Uniform gesteckt, so zog er seine Soldaten auch andererseits allen übrigen Menschen vor; die Welt fing bei ihm überhaupt erst mit dem Soldaten an. Die wahnsinnige Ueberhebung, der maßlose Eigendünkel, mit dem die preussische Soldateska noch immer auf die „bürgerliche Kanaille“ herabgesehen hat, unter Friedrich Wilhelm I. wurden sie geboren. Er ist der Vater der Prüfwikerei, der Vater des Herz und Geist ertödtenden Kasernenbrülls, der jede freiere Entfaltung des preussischen Volkes auf lange, lange Zeit unterdrückt und verhindert hat. Seine Offiziere durften die Bürger brutalisieren und mißhandeln, wie es ihnen gefiel; seinen Niesen, den „lieben, blauen Kindern“, war Alles erlaubt. Wer bei den Richtern kein Recht mehr fand, der ließ dem König durch einen der langen Kerle eine Bittschrift überreichen, und ihre Erfüllung war gewiß.

Troßdem war der Dienst unter dem Soldatenkönig nicht leicht. Von Morgens früh ein Uhr bis in die sinkende Nacht hinein mußten die Soldaten üben und exerziren; fast jede Parade forderte einige Menschenleben. Bei dem geringsten Vergehen gab es Stockprügel, jedes lose Wort wurde mit Spießruthenlaufen bestraft. Die Soldaten selbstmorde häuften sich, der Deserteur wurde immer mehr. Hatte man einen der unglücklichen Flüchtlinge wieder ergriffen, so wurde er einfach gehängt oder der Scharfrichter schnitt ihm Nase und Ohren ab.

Obgleich selbstherrlich durch und durch und seinen anderen Willen neben sich duldbend, war Friedrich Wilhelm dennoch ein Spielball in den Händen seiner Günstlinge. Wer seinen Eigenheiten zu begegnen wußte, der hatte ihn. Als die Bedeutendsten der damaligen „Nebenregierung“ kommen drei vor Allen in Betracht: Leopold, Fürst von Anhalt-Desau, General von Grumbkow und Kammerdiener Eversmann.

Grausam, brutal und unkultivirt, wie sein königlicher Freund selber, hatte Leopold von Desau sich

völlig in der Gunst Friedrich Wilhelms festgenistet. Grumbkow war ein Lump schlimmster Klasse, der für Geld zu jeder Schandthat bereit war. Von Eversmann schrieb die Markgräfin von Bayreuth: „Er war ein wahrer Satansgefell, der nur daran Vergnügen fand, Böses zu thun und bei allen Kavalen und Intriguen die Hände im Spiel hatte.“

Mit den Intriguen, welche die drei biederen Kumpane gegeneinander und gegen alle Welt spannen, ließen sich Follanten füllen. Wer bei Hofe etwas ausrichten wollte, wandte sich an Eversmann; für einen wohlgefüllten Beutel machte er Alles.

Ueberhaupt sah es damals mit der Gerechtigkeit beinahe noch schlimmer aus als heute. Friedrich Wilhelm hat sich allerdings einmal das schöne Wort geleistet: „Die schlimme Justiz schreit zum Himmel und wenn ichs nicht ändere, lade ich die Verantwortung auf mich,“ in Wahrheit setzte er aber an die Stelle der Justiz nur seinen eignen Willen. Die Urtheile, welche ihm nicht paßten, ließ er einfach um und verhängte nach Gutdünken die grausamsten Strafen.

Der Kommandant von Berlin, General von Glasenapp, berichtete einst dem König nach Potsdam, daß mehrere Maurergesellen vom Bau der Petrikirche am blauen Montag die Arbeit verweigert hätten. Friedrich Wilhelm sandte eine eigenhändige Kabinettsordre zurück, die Glasenapp nur dahin entziffern konnte: „Nädel früher hängen lassen, ehe ich komme.“ Beim Leibregiment stand ein Lieutenant Nädel, der einzige Mensch dieses Namens in Berlin. Glasenapp ließ ihn verhaften und die Hinrichtung vorbereiten, obgleich der arme Mensch gar nichts verbrochen hatte, am wenigsten aber mit den renitenten Maurergesellen in Verbindung stand. Kurz vor Vollzug des Urtheils entzifferte man die Ordre noch dahin: „Nädel früher hängen lassen usw.“ Natürlich ließ man Nädel frei, aber guter Rath war theuer, die Maurergesellen hatten keinen Nädelführer gehabt. Hängen sollte Einer, so wollte es der König und so hängte man denn schließlich den Einen der Arbeiter, der — rothe Haare hatte. Verbrochen hatte auch dieser Unglückliche nichts, aber der König war mit dieser „gerechten Justiz“ sehr zufrieden.

Als ein Musketier vom Regiment Dönhoff, einer der schönsten „langen Kerle“, wegen Einbruchs zum Tode verurtheilt war, ließ Friedrich Wilhelm die Richter früh Morgens aus dem Bette ziehen und vor sich schleppen. Scheinbar ruhig stellte er sie wegen des Urtheils zur Rede, als sie sich verteidigen wollten, schlug er mit dem Stock auf sie ein. Der Eine verlor bei dieser „königlichen Prügelei“ zwei Zähne, die Anderen hatten blutige Köpfe; als sie fliehen wollten, ließ ihnen der König nach bis an die Treppe, immer mit dem Stock auf sie einschlagend. Der Musketier wurde begnadigt. Nebenbei dankte Preußen dem gerechten Friedrich Wilhelm auch noch die Vernunft und Einführung des ersten „Spiegelthums“, des Fiskalats. Die Fiskale sollten Verbrechen aufspüren, hatten aber im Uebrigen dieselbe Beschäftigung wie die Ledert-Lügow, Tausch und ähnliches Gelichter der modernen Zeit. Nur wer an die Rekrutenkasse zahlte, war vor ihren Denunziationen sicher.

Wie schon erwähnt, besaß Friedrich Wilhelm neben seinen anderen trefflichen Eigenschaften auch noch die gründlichste Verachtung für alle höheren geistigen Bestrebungen. Selbst dumm und ungebildet wie der dümmste Bauernknecht, haßte er Alles, was Kunst und Wissenschaft hieß. Die Zeitungen wurden verboten, „da die Bürger nicht nöthig hätten, sich um Politik zu kümmern.“ — Die Akademie der Wissenschaften wurde vom König bei jeder Gelegenheit in der rüpelhaftesten Weise verspottet und verhöhnt. Den Beamten der königlichen Bibliothek wurden die Gehälter gestrichen, Jahre lang kam kein neues Buch in die Sammlung. Nur zwei Wissenschaften floß dem König Achtung ein, die Medizin, weil — die Soldaten im Kriege gute Wundärzte brauchten, und die Theologie, denn Seine Majestät war fromm, sehr fromm sogar.

Dem Respekt des Königs vor der Medizin verdankt Berlin die Gründung der Charité. Vermuth-

lich hat sich das große Krankenhaus von damals her noch den Kasernengeist bewahrt.

Am schlimmsten kamen am Hofe Friedrich Wilhelms noch die Gelehrten fort. Die anständigeren Charaktere hielten sich dem Prügelkönig fern, nur verkommene Subjekte, wie der vielbe- — rühmte Gumbelung, gaben sich dazu her, der wüsten Säufergesellschaft des Tabatskollegiums zum Zielblatt toller Späße zu dienen. Was Gumbelung von Friedrich Wilhelm und seinen Beschluppanen aushalten mußte, ist zum größten Theil nicht wiederzuerzählen. Als der Tod den Unglücklichen von seinen Qualen erlöste, ließ der „fromme“ König die Leiche in einem — Weinsäß beisehen. Also nicht einmal vor einer Leichenschändung scheute sich der edle Herrscher Preußens.

Die Akademie der Künste wurde in jeder Hinsicht beschränkt, nur eine einzige Kunst fand vor dem König Gnade, die Malerei. Wenn das Regenwetter ihn in das Zimmer bannte oder Podagra ihn im Rollstuhl hielt, malte er selbst. Als Modelle für seine Alexereien benutzte er die Grenadiere oder die Bauern. Wenn ihm das Bild nicht gelang, bekamen die Bedauernswerthen Prügel oder er goß ihnen die Farbentöpfe über den Schädel und schrie wüthend: „Nun bist Du gewiß getroffen!“

Im Uebrigen waren die Künste alle todt.

Zu Blüthe stand nur die Pantomime, vielleicht die einzige der königlichen Leidenschaften, welche noch einigermaßen Nutzen getragen hat. Berlin verdankt ihr die Anlage der Friedrichstadt. Potsdam das eigenthümliche holländische Viertel.

Allerdings baute Friedrich Wilhelm nicht selbst, die Bürger wurden dazu angehalten. Wer nur irgend Geld hatte, mußte Häuser errichten, gleichviel ob er darüber zu Grunde ging.

Litt das Volk unter den krankhaften Neigungen seines Herrn schon bedeutend, so litt die königliche Familie, die täglich an seine Nähe gebunden war, noch mehr. Nie hat ein Tyrann Weib und Kinder grausamer mißhandelt als dieser Mann, der sich in verblendetem Eigendünkel für den besten Vatten und den treuesten Vater hielt.

Vielleicht wären viele seiner schroffen Seiten gemildert worden, wenn eine weiblicher empfindende Frau an seiner Seite gestanden hätte. Aber diese Sophie Dorothea, hochmüthig, ränkelsüchtig und voll eigensinniger Herrschbegier, war seinem eigenen Charakter zu ähnlich, als daß sie ihn hätte beeinflussen können. In den Wirrwarr der damaligen Hofintriguen hinabzusteigen, würde zu weit führen. Wer sie kennen lernen will, lese die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth. Es stand eben Alles wider Einen und Jedes gegen Jeden. Die Mutter hegte die Kinder auf den Vater, der Vater die Günstlinge auf die Kinder. Der Stock regierte im Hause wie im Reich und oft genug versammelten sich die Berliner auf der Schloßfreiheit, um zu hören, wie hinter den hohen Parterrefenstern des Schlosses der König seine Söhne und Töchter schlug. Allein genug davon, die unglückseligen Jugendtage Friedrichs des Großen sind bekannt.

Am 31. Mai 1740 ereilte den König der Tod in seinem Lieblingschloß Potsdam. Sein letzter Wunsch und Befehl entsprach seinem Leben. Dem Fürsten von Anhalt und dem Generaladjutanten v. Haacke schenkte er zum Andenken je ein Pferd. Als die Stallknechte dem Hof des Dessauers eine falsche Chabrade auflegten, rief der König wüthend: „Ach, wenn ich doch gesund wäre, ich wollte die Stallknechte derb abprügeln,“ und Herrn v. Haacke befahl er: „Gehen Sie doch hinunter und prügeln Sie die Schurken!“

Wenige Stunden später war Preußens grausamer Sklavenmeister eine Leiche. Die Peitsche war seiner Hand entsunken und das Volk — athmete auf.

Die moderne Zeit steht einer Gestalt wie der Friedrich Wilhelms I. beinahe verständnißlos gegenüber. Im neunzehnten Jahrhundert hätte man ihn vielleicht in ein Irrenhaus gesperrt. Es liegt zu viel Krankhaftes, Anormales in seinem Gebahren, als daß er völlig geistig gesund gewesen sein kann.

Im Lustgarten zu Potsdam erhebt sich seit einigen Jahren das Denkmal des Soldatenkönigs, es ist

gut, daß es da steht. Möge das Volk, wenn es zu dem Standbilde des Prügelfürsten emporschaut, immer eingedenk sein, daß er es war, der ein aufblühendes Kulturvolk in das geisttödtende Einerlei der Kaiserne preßte. Zweihundert Jahre fast sind verstrichen, seit er den Stock über Preußen schwang; er selbst ist lange ein Raub der Würmer geworden, sein Geist aber spukt noch immer unter uns, stets bereit, des Volkes beste Kraft dem Ungeheuer Heer zum Opfer hinzuworfen. Der Popf, den er als Erster einführte, hat sich trotz aller sonstigen Fortschritte bis auf unsere Tage vererbt. Wann wird der kühne Held geboren, der seine Scheere an ihn magt?



Die Nihilistin.

Roman von Sonja Kowalewka.

Aus dem Russischen überfetzt von Louise Flachs-Tollstancann.
(Fortsetzung.)

Als sich Wasilzew außer Gefahr befand, schämte er sich natürlich sofort seiner Feigheit. Er dankte seiner Retterin, vor der er verlegen und gezwungen lächelnd stand, hastig und verwirrt. Er wollte nicht sogleich fortgehen und einen so ungünstigen Eindruck zurücklassen, wußte aber thatsächlich nicht, wie ein Gespräch mit diesem kleinen Wildfang anzuknüpfen, der ihn mit der unverhohlenen Neugierde eines halberwachsenen Kindes anblickte.

Er fand endlich die Worte: „Was für ein Buch haben Sie da? Darf man es sehen?“

Wjera hielt unter dem Arm ihr theueres „Leben der Heiligen“. Wasilzew schlug das Buch aufs Geratewohl auf und las Folgendes: „Der Imperator Diocletian, gegen den heiligen Märtyrer Isidor aufgebracht, befahl der Wache, ihn auf das Kapitol zu führen. . .“

„Was für ein Unfug ist das!“ entfuhr es unwillkürlich Wasilzew.

Die blauen Baranzowschen Augen bligten zornig. Wjera griff rasch nach dem Buch, wandte sich ab und schlug, ohne sich umzusehen, den Weg nach Hause ein.

Im Laufe des Abends dachte Wasilzew unwillkürlich mehr als einmal an die komische Episode von heute Morgen, und die Erinnerung an sie rief jedes Mal in ihm ein Lächeln und einen leichten Aerger hervor.

Am folgenden Tage ging er fast unbewußt an den Ort seiner gestrigen Schmach. Zu seiner Verwunderung fand er auch Wjera dort; sie stand mit sinnendem Gesicht am Bach, als ob sie Wasilzew erwartet hätte.

„Guten Tag,“ sagte er und streckte ihr freundschaftlich die Hand entgegen.

„Ist das Alles wirklich nicht wahr?“ fragte sie, statt zu antworten, indem sie ihre großen Augen, deren Blick jetzt erregt, fast stehend war, zu ihm erhob. Als sie gestern einen so ungünstigen Ausspruch über ihr geliebtes Buch hörte, wurde sie vorerit böse; bald darauf verwandelte sich der Zorn in ein anderes, ein drückendes Gefühl: „Alle sagen, der Nachbar sei klug und gelehrt. Er muß es doch wissen. Nun, wenn all das von den Märtyrern wirklich ein Märchen wäre?“

Dieser Zweifel war sehr quälend, mußte verschleudert werden, was immer daraus entstehen mochte.

„Sie meinen das Buch, was?“ lachte Wasilzew auf. „Nun, urtheilen Sie selbst, Fräulein; der Imperator Diocletian regierte in Byzanz und das Kapitol befand sich in Rom. Wie konnte er also der Wache befehlen, den heiligen Märtyrer Isidor dorthin abzuführen?“

„Ach, davon sprechen Sie? Also bloß das ist nicht wahr?“

„Wie, bloß? Das genügt doch!“

„Nun, und ist es wahr, daß es Märtyrer gab?“

„Gewiß gab es solche.“

„Und hat man sie zerfleischt, verbrannt und von den Thieren zerreißen lassen?“

„Alles das ist geschehen.“

„Gott sei Dank!“ rief Wjera, erleichtert aufathmend, aus.

„Wie? . . . Gott sei Dank, daß man sie gemartert hat?“

Das originelle Mädchen begann Wasilzew entschieden zu belustigen.

„Ach, nicht das, natürlich nicht das!“ beeilte sich Wjera ein wenig verlegen zu entgegnen. „Ich will nur sagen: Gott sei Dank, daß es wenigstens dazumal gute Menschen, heilige Märtyrer gegeben hat.“

„Märtyrer giebt es noch jetzt,“ sagte Wasilzew ernst.

Wjera sah ihn mit einem langen, verwunderten Blick an.

„Ja, in China!“ meinte sie endlich.

Wasilzew lachte abermals: „Warum in der Ferne suchen . . . es giebt deren auch näher!“

Wjera sah ihn noch immer an und auf ihrem Gesichte prägte sich immer größeres Staunen aus.

„Haben Sie denn niemals davon gehört, daß man bei uns in Rußland Menschen in die Festung bringt, nach Sibirien schickt, und daß sie oft auch gehängt werden? Wie fragen Sie also, ob es Märtyrer giebt!“

„Ja, aber bei uns werden doch nur Uebelthäter, Verbrecher verschickt!“

Diese Worte einschläpften Wjera wider Willen. Denn kaum hatte sie sie ausgesprochen, als bei dem Gedanken: der Nachbar sei doch auch ein Verschickter! eine dunkle Röthe ihr Gesicht färbte.

„Es kommt vor, daß man auch anderer Dinge wegen verschickt wird,“ sagte Wasilzew halblaut.

Gerannte Zeit gingen sie schweigend nebeneinander — Wjera mit gefenktem Kopf und mit den Fingern nervös an den Enden ihres Halstuches zerrend. Ein Schwarm von seltsamen, verworrenen Gedanken schwirrte ihr im Kopf. Sie fürchtete sehr, etwas Dummes zu sagen; sie konnte am Ende den Nachbar beleidigen; aber eine Frage war für sie so wichtig, so bedeutungsvoll, daß sie von derselben aus Schicksalsrückichten unmöglich absehen konnte.

„Warum hat man Sie verschickt?“ sprach sie plötzlich sehr hastig, ohne Wasilzew anzublicken.

Dieser lächelte.

„Sie möchten das sehr gerne wissen?“ fragte er, sie gleichsam neckend.

Wjera senkte als Antwort bloß den Kopf, aber ihr Gesicht sprach für sie.

„Und von den zeitgenössischen Märtyrern wollen Sie auch etwas wissen?“

Wjeras Augen glühten noch stärker.

„Wenn Sie wollen, erzähle ich Ihnen . . . allein ich sage es Ihnen im Vorhinein: ich werde noch von vielen Anderen sprechen müssen.“

Wjeras Gesicht strahlte.

„Auch von Diocletian und vom Kapitol werde ich vielleicht sprechen müssen. Werden Sie zuhören?“

„Ich werde, ja, ich werde!“

V.

Am nächsten Tage machte Wasilzew den ersten Besuch beim Grafen Baranzow. Die Bekanntschaft war bald geschlossen und als nach einiger Zeit Wasilzew Wjera Unterricht zu geben wünschte, wurde der Antrag dankbar angenommen, um so mehr, als der Graf trotz seiner Sorglosigkeit zeitweilig Geistesabwesenheit bei dem Gedanken empfand, daß die jüngste Tochter aus dem Geschlechte der Baranzow so wenig von Bildung belastet, wie irgend ein Dorfmädel herantwuchs. Die Schwestern Wjeras zweifelten seit dieser Zeit nicht mehr daran, daß sie den Nachbar an sich gefesselt habe. Sie gratulirten ihr scherzweise zu der Eroberung. Das Aufziehen mit ihrem „Berehrer“ wurde ihnen bald zur Gewohnheit.

Dieses Gerede und die Redereien erzürnten und verwirrten Wjera im Anfang. Nach und nach fing sie jedoch an, ein gewisses Vergnügen daran zu finden. Je nun, es ist ja stets schmeichelhaft, wenn gesagt wird, daß Jemand in uns verliebt ist. Wjera wuchs sogar in ihren eigenen Augen und wurde bedeutender, seitdem sich ein Verehrer für sie gefunden hatte.

„Nun, wie war er heute zu Dir? Hat er sich noch nicht erklärt? Verheimliche nichts, wir bitten Dich! Erzähle Alles!“ drängten die Schwestern nach jeder Lektion mit Wasilzew in sie.

Und Wjera begann fast gegen ihren Willen zu

erzählen und auch gegen ihren Willen Einiges dazuzufügen. Gott weiß übrigens, wie das kam! Die Schwestern verstanden es so gut, jedes von Wasilzew gesprochene Wort zu erklären und zu deuten, daß es wahrhaftig auch ganz anders klang, als in jenem Augenblicke, da es ausgesprochen wurde.

Wjera selbst bemerkte es nicht, wie der Nachbar sich allmählig ihrer Gedanken bemächtigte und sein Bild ihr verändert erschien.

„Ein langer, mannschlicher, nicht junger Mann mit einem sandfarbenen Gesicht und so kurzschichtigen Augen, daß sie wahrscheinlich auch mit der Prille nichts sehen!“ so beschrieb sie den Nachbar gleich nach ihrer Bekanntschaft im Sumpf. Jetzt, da er ihr anerkannter Verehrer wurde, wollte sie ihn so sehr zum Helden erheben, daß sie an ihm täglich ein neues Verdienst entdeckte. Heute fand sie, daß er ein angenehmes Lächeln habe, morgen bemerkte sie, daß sich ihm beim Lachen rund um die Augen so komische, liebe Falten bildeten, und diese Falten erschienen ihr mit einem Male außerordentlich angenehm.

Sie lebte jetzt im Zustande beständiger Erwartung. Für jede Lektion bereitete sie sich mit Herzklopfen vor und während ihrer war sie nervös, aufgeregter und zitterte beständig: Wird es nicht heute?

Wjera und Wasilzew waren allein im Zimmer. Die Lektion war zu Ende, aber der Lehrer schickte sich noch nicht zum Fortgehen an. Er legte die Bücher zur Seite, ließ sich in den Stuhl nieder, stützte den Kopf in die Hand und dachte nach. Dies geschah bei ihm nicht selten.

Wjera saß unbeweglich neben ihm. Es wird ihr mit einem Male so unbehaglich, so schwer, sich zu regen. Sie heftet die Augen auf die nicht große, braune, magere Hand Wasilzew's und betrachtete mechanisch die eine dicke, blaue Ader, die, an der Handwurzel beginnend, zwischen ein paar dunklen Härchen, bald wieder schmaler wird und sich bis zum Mittelfinger windet.

Es dämmert schon. Alles wird dunkel und die Umrisse verschwinden. Während die Hand Wasilzew's sich wie mit einem Flor überzieht, strengt Wjera unbewußt ihren Blick an. Es kommt über sie wie eine seltsame Erstarrung; mit jedem Augenblick wird es ihr schwerer, sich zu bewegen; das Herz pocht mit starken, vollen Schlägen, in den Ohren rauscht es, als ob irgendwo in der Ferne Wasser stöße. Wasilzew fährt auf einmal aus seiner Versunkenheit auf.

„Wjerotschka (Wjerchen), liebes . . .“ begann er weich, wie einen früheren Gedanken fortsetzend, und legte seine Hand zärtlich auf sie.

„Da ist sie!“ zuckte es wie ein Blick durch Wjeras Kopf. „Gleich kommt die Erklärung!“ Aber ihre Nerven sind zu gespannt. In der Brust trampft sich etwas zusammen und steigt in den Hals — noch ein Wort und sie erstickt.

„Bitte! Bitte! Sprechen Sie nicht! Ich weiß es ja ohnedies,“ entrang es sich ihr mit gepreßtem Laut. Sie erhob sich und lief in die entgegengelegte Ecke des Zimmers. Der bestürzte Wasilzew sah sie, einige Minuten sprachlos, ganz verloren an.

„Wjerotschka, was hast Du?“ fragte er endlich still und ängstlich.

Der Ton seiner Stimme brachte Wjera zu sich, und es wurde ihr mit einem Male klar, daß sie eine große, entsetzliche Dummheit begangen. Was soll sie jetzt anfangen? Wie ihm erklären?

„Ich glaubte . . . mir schien es . . .“ stammelte sie unzusammenhängend und senkte.

Wasilzew wandte den Blick von ihr nicht ab und der Ausdruck der ängstlichen Bestürzung veränderte sich allmählig auf seinem Gesicht in den Ausdruck eines unangenehmen, ärgerlichen Verdachtes.

„Wjera, ich wünsche, ich fordere, daß Sie mir sagen, was Ihnen schien!“

Er steht vor ihr und hält ihre Hand fest. Seine Stimme klingt rau und metallisch. Die blauen, kurzschichtigen Augen bohren sich wie zwei Schrauben in ihr Gesicht. Unter dem Eindruck seiner eindringenden, forschenden Blicke fühlt Wjera, daß sie den Willen und ihre ganze Selbstbeherrschung verliert. Sie weiß, daß das Bekenntniß schrecklich sein

wird, aber wenn es auf Leben und Tod ginge, könnte sie ihm auch nicht die Wahrheit verschweigen oder eine Lüge sagen.

„Ich dachte . . . daß Sie in mich verliebt seien!“ flüsterte sie endlich abgerissen und kaum vernnehmbar. Wafilzew ließ ihre Hände, wie von einer Biene gestochen, los.

„Ach, Wjera, auch Sie sind nicht besser als die Anderen, auch Sie sind eine Pierpuppe!“ sagte er vorwurfsvoll und verließ das Zimmer.

Wjera blieb allein, unglücklich, vernichtet.

„Gott! Welche Schande! Wie kann man nach solch einer Schmach leben!“ Das ist der erste Gedanke, der ihr am darauf folgenden Morgen nach einigen Stunden fieberhaften Vergessens zum Bewußtsein kommt. Es ist noch früh . . . sie hört

selbe dumpfe, aufbringliche Schmerz, so ganz frisch. Der Tag, der für die Lektion bestimmt war, ist da. „Was wird jetzt geschehen!“ denkt Wjera und erschauert bei dem Gedanken an das Wiedersehen mit Wafilzew.

Gegen drei Uhr kommt vom Nachbargut ein Junge mit einem Brief vom Herrn gelaufen; er sei unwohl, er bitte um Entschuldigung, er könne nicht zur Lektion kommen.

„Gott sei Dank!“ denkt Wjera und athmet erleichtert auf. Es beginnt für sie wieder ihr früheres, langweiliges, müßiges Leben, wie es bis zur Bekanntschaft mit Wafilzew gewesen. Sie läuft wieder in allen Winkeln umher, weiß nicht, was mit sich anfangen, woran sich klammern. Wie sie es auch zu verheimlichen sucht, die Schwestern argwöhnen

Und Wjera? Sie hatte ihn in der vergangenen Woche gehaßt; jetzt aber erfaßte sie eine athembeklemmende, unsinnige Freude. Sie empfand natürlich quälende Scham, aber die Freude war doch das überwiegende Gefühl.

„Wjera, meine kleine Freundin, so kann es nicht fortgehen!“ sagte er wie zu einem Kinde mit ruhiger, zärtlicher Stimme. „Zwischen uns hat sich ein kleines Mißverständnis eingeschlichen — ein sehr unangenehmes, ärgerliches Mißverständnis — aber jetzt werden wir uns ein für allemal ansprechen, es dann ganz vergessen und wie früher Freunde sein. Ich bin doch dreißig Jahre alt, Wjerotschka, ich bin ja ein alter Mann, beinahe dreimal so alt als Sie; Sie könnten meine Tochter, aber nicht meine Frau sein. Mich in Sie zu verlieben, wäre



Sommerabend. Von J. Whirter.

von den Betten der Schwestern ruhiges, gleichmäßiges Athmen. „Beide haben gestern nichts bemerkt, nichts geahnt; was werden sie aber sagen, wenn sie erfahren! Während eines ganzen Monats die interessante Heldin eines spannenden Romans sein und dann mit einem Male nichts als ein dummes, hochmüthiges Mädel! O, welche Schande! Welche Schande!“

Wjera verbirgt den Kopf unter der Decke und weint bitterlich, konvulsivisch, mit den Zähnen das Kissen beißend, um das Schluchzen zu ersticken. Lena dreht sich in ihrem Bette um. Die Schwestern erwachen. „Wenn sie nur nichts bemerkten!“ Dieser Gedanke macht Wjeras Thränen plötzlich versiegen. Als ob nichts geschehen wäre, kleidet sie sich an und den ganzen Tag geht, spricht, lacht sie sogar, als ob sich nichts ereignet hätte. Manchmal gelingt es ihr auch wirklich, für einen Augenblick zu vergessen, was geschehen, aber im Herzen ist noch immer der-

doch etwas und verfolgen sie mit verlegenden, zudringlichen Fragen. Wjera flieht jetzt oft ihre Gesellschaft.

So verstrich die eine Woche und eine neue begann. Wafilzew war noch immer nicht erschienen. „Er kommt nie wieder!“ dachte Wjera verbittert und sehnlich. So saß sie einmal im leeren Klassenzimmer allein und blätterte zerstreut und gleichgültig in einem bereits zehnmahl gelesenen Buche, als sie plötzlich im Korridor die bekannten Schritte hörte. Das Blut strömte ihr rasch zum Herzen; einen Augenblick schien es ihr, daß es zu schlagen aufgehört habe. Ihr erster Gedanke war, aufzuspringen und davon zu laufen, aber ehe sie noch ihre Absicht ausführen konnte, war Wafilzew schon im Zimmer. Sein Aussehen war ruhig und gutmüthig, ganz wie sonst, als ob sich nichts Besonderes zugetragen hätte und diese zehn qualvollen Tage garnicht gewesen wären.

von mir nicht nur eine Dummheit, sondern auch eine Niederträchtigkeit. Ich habe auch, Gott sei Dank, nie daran gedacht, mich in Sie zu verlieben. Deswegen habe ich Sie innig und aufrichtig lieb gewonnen und möchte sehr gerne, daß aus Ihnen ein guter Mensch werde. Die Pierpuppen bilden sich ja doch nur ein, Wjerotschka, daß ein Mann keine halbe Stunde in ihrer Gesellschaft weilen könne, ohne ihnen den Hof zu machen, und Sie sind doch keine Pierpuppe, nicht wahr?“

Wjera sieht stumm, mit gesenktem Kopfe da; große Thränen zittern auf ihren langen Wimpern, und sie denkt nicht im Entferntesten daran, Wafilzew in diesem Augenblicke zu hassen.

„Hören Sie, meine Freundin, geben Sie mir Ihre Hand,“ fuhr Stepan Michailowitsch fort. „Um Ihnen zu beweisen, wie sehr ich Ihre Freundschaft schätze, werde ich Ihnen sagen, was ich seit vielen, vielen Jahren Niemandem gesagt habe. Einmal im

Leben habe ich wirklich ein Mädchen geliebt. Einer Besseren, Lieberer bin ich unter den Frauen nicht begegnet. Aber ihr Schicksal war schrecklich. Es war gleich nach dem Karakofow-Attentat. Damals nahm man ja Viele fest; es genügte ein einziges, unbedachtes Wort, um in die Festung zu kommen. Und auch sie wurde verhaftet. Die Gefängnisse waren überfüllt und sie mußte sechs Monate in einem feuchten, finsternen Erdgeschos verweilen, das von Wasser überschwemmt war. Und sie war so zart und schwächlich. Als endlich die Untersuchung ihrer Angelegenheit an die Reihe kam, zeigte es sich, daß gar keine Beweise gegen sie vorlagen. Man mußte sie freilassen. Aber in jenem schrecklichen Erdgeschos zog sie sich eine so entsehlige Krankheit zu, wie es auf Erden keine schlimmere giebt; sie bekam den Weinsfraß im Gesicht — Gefängnisweinsfraß, so heißt es auch. Im Laufe der folgenden drei Jahre, Wjerotschka, starb sie eines langsamen Todes. Ich wich selbstverständlich während der ganzen Zeit nicht einen Schritt von ihr; täglich mußte ich mit ansehen, wie die furchtbare, unerbittliche Krankheit sie entstellte und bei lebendigem Leibe verzehrte. Ihre Schmerzen waren so groß, daß selbst ich, der sie mehr als Alles in der Welt liebte, den Tod als Erlöser herbei sehnen mußte. Jetzt begreifen Sie, Wjerotschka, daß ein Mensch, der so etwas im Leben ertragen hat, die Liebe nicht als einen Scherz ansehen kann. Ja, aufrichtig gesagt, in einem Lande, wo derartige Dinge möglich sind, hat man auch kein Recht, an persönliche Liebe oder persönliches Glück zu denken.“

Wasilzew's Stimme versagte vor Erregung. Wjera weinte leise und bitterlich.

Nicht lange nachher zeigte Wasilzew ihr das Bild seiner gewesenen Braut, wie sie vor ihrer Krankheit aussah: ein schönes, intelligentes, braunes Gesicht, mit schwarzen, träumerischen Augen. Wjera glaubte, noch nie im Leben ein schöneres Gesicht als dieses gesehen zu haben; mit Andacht drückte sie die Lippen auf das Bild, wie auf das Antlitz einer Märtyrerin, und mit Thränen in den Augen wiederholte sie das Gelübde, das sie einmal gethan: sich die Märtyrerkrone zu erkämpfen. Sie wird sich nur deshalb nicht nach China begeben, jetzt weiß sie, daß dies das Schicksal vieler in Rußland ist.

Seit jenem Tage gab es kein Mißverständnis mehr zwischen Wjera und Wasilzew, und ihre Freundschaft war dauernd, für immer befestigt.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch Zeit und Raum.

Von Th. Oberbeck.

III.

Augc, Fernrohr und Spektroskop.

Es giebt Menschen, welche, weil sie von der Natur gesunde Augen erhielten, glauben, daß sie nun auch sehen können.

Oberflächlich betrachtet, haben sie vielleicht nicht ganz Unrecht, denn wenn man eine während der Kindheit unmerklich erworbene Fähigkeit, die Außenwelt in großen Zügen durch den Sinn des Gesichtes zum Bewußtsein zu bringen, eine allerdings häufig sehr fehlerhafte Erkenntnißmethode, sehen nennt, dann allerdings können die meisten Menschen sehen.

Erweitert man den Begriff „sehen“ aber und versteht darunter scharf und richtig aufpassen, Formen, Farben und die thatsächlichen Verhältnisse der Wahrheit entsprechend schnell durch das Auge ermitteln, dann allerdings sieht es bei unendlich Vielen äußerst bedenklich aus, dann kann man ruhig behaupten, nur relativ Wenige sind im Stande, wenigstens klar zu sehen.

Es gehört nämlich zum wirklichen, richtigen Sehen gerade so gut ernsthaftc Schulung wie zu jeder anderen Thätigkeit.

Es ist eine jedem Fachmanne geläufige Erscheinung, daß in der Benutzung optischer Instrumente, des Fernrohrs und Mikroskops, Ungeübte ausnahmslos, wenn ihnen ein Blick durch dieselben

gewährt wird, längere Zeit ernsthaft enttäuscht sind, trotz aller Erklärungen garnicht recht wissen, was sie aus dem Gesehenen machen sollen, feinere Details aber garnicht erkennen.

Erst nach längerer Übung, Schritt auf Schritt gelangen sie zu einer klareren Erkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse der gesehenen Objekte.

Nicht drastisch zeigt diese leider unendlich verbreitete Geringswerthigkeit des Auges folgender Versuch.

Man werfe in den Kreis der Bekannten einmal die einfache Frage auf: „Wie groß erscheint dem unbewaffneten Auge der Mond?“

Die Antwort wird eine unerwartete Konfusion zu Tage fördern, denn die Größenangaben werden auf das Unglaublichste voneinander abweichen.

Nicht allein, daß die Ausdrucksweise äußerst zu wünschen übrig lassen wird, und es nur Wenigen einfallen wird, die Entfernung des Objectes, dessen scheinbare Größe der des Mondes gleichen soll, von unserem Auge mit anzugeben, was zu einer richtigen Antwort unbedingt erforderlich ist, da, während die scheinbare Mondgröße stets annähernd unveränderlich, die irdischen Vergleichsobjekte je nach wechselndem Abstände größer oder kleiner erscheinen, wird auch die Schätzung selbst sich in fast allen Fällen derart von der Wirklichkeit entfernen, daß man an der Zuverlässigkeit der Augen der meisten Menschen ernsthaft irre werden muß.

Fünfundneunzig Prozent aller Befragten mindestens werden die scheinbare Größe des Mondes der eines Tellers bis Wagenrades gleichschätzen und zwar letztere aus zwei bis drei Meter Entfernung betrachtet, und nur der kleine Rest wird annähernd das Richtige treffen; selbst fähige Landschaftsmaler gerathen bei der Verwerthung von Sonne und Mond sehr oft auf Abwege.

Eine Probe zeigt aber sofort, daß der Mond schon durch eine mittelgroße Erbse bedeckt wird, die man in der Entfernung von einem Fuß vor das Auge hält. Diesen Maßstab muß auch der Maler verwerthen, natürlich unter Zugrundelegung der Entfernung, aus der das Bild betrachtet werden soll, falls es naturwahr sein will.

Abgesehen nun von diesen besprochenen Mängeln unseres Sehvermögens, welche auf fehlende Übung zurückzuführen sind und am leichtesten durch praktische Naturbeobachtung jeder Art zu beseitigen sind, welche zu scharfem Anschauen und logischem Prüfen und Denken gebieterisch zwingt, mehr als irgend eine andere Thätigkeit, hat unser natürliches Sehen noch vielfache andere Schwächen aufzuweisen.

Trotz seiner Branchbarkeit und bei Schulung auch hervorragenden Leistung ist das Auge dennoch weit entfernt davon, ein vollkommenes Instrument zu sein, ja es ist, vom Standpunkt der Optik betrachtet, sogar ein mittelmäßiges Instrument zu nennen, so daß schon einer unserer hervorragendsten Physiker sich halb im Scherz dahin äußerte, daß, falls er einen Optiker mit der Konstruktion desselben beauftragt hätte, und dieser dann unser Auge hätte abliefern wollen, er es ihm wegen mangelhafter Ausführung ohne Weiteres zurückgegeben haben würde. Hauptsächlich nun kommen diese Mängel unseres Auges bei der Beobachtung des Sternenhimmels zur Geltung, und es ist hier nun Sache des Optikers, dieselben durch Konstruktion künstlicher Hilfsmittel auszugleichen.

Diese Mängel sind nun im Wesentlichen folgende: Da die Hornhaut des Auges, wenn auch nicht durchsichtig, so doch, ähnlich einer Milchglascheibe, durchscheinend ist, so läßt sie stets einen erheblichen Theil diffusen (zerstreuten) Tageslichtes durch, welches dann, ohne ein Bild zu erzeugen, sich über die Netzhaut verbreitet, diese reizt und dadurch für zarte Lichtindrücke mehr oder minder unempfindlich macht.

Dann wird die aus einer unendlichen Anzahl feiner Stäbchen, der Endverästelung des Sehnerves gebildete Netzhaut, in Folge der den Gesetzen der Optik nicht genau entsprechenden Krümmung und nicht ausreichenden Anpassungsfähigkeit der Strahlenscheibe, häufig von nicht ganz scharf gezeichneten Bildern getroffen (Fern-, Schwach- und Kurzsichtigkeit), dazu verbreiten sich stärkere Lichtreize, z. B. das Bild eines Sternes, durch Reflexe über größere Flächen der

Netzhaut als zulässig, zur Erzeugung eines fehlerfreien Bildes. Ferner läßt die sehr kleine Oeffnung der Pupille nur einen sehr geringen Theil des von einem Sterne ausstrahlenden Lichtes in die Augen treten, wodurch das Bild an Deutlichkeit und Helligkeit verliert.

Diese verschiedenen Uebelstände, welche bei dem alltäglichen Gebrauch allerdings nicht so sehr ernsthaft sich fühlbar machen, auszugleichen, ist, wie erwähnt, Sache der Optik durch Konstruktion von Fernrohren.

Es muß fremdes, störendes Licht abgehalten werden, was die Verbedung des Auges durch das Fernrohr zu Stande bringt, dann muß die Helligkeit erhöht werden, was das Objektiv, d. h. das dem Gegenstande zugekehrte große Glas des Fernrohrs, in Folge seiner Größe dadurch bewerkstelligt, daß es weit mehr Licht aufnimmt als die kleine Pupillenöffnung, dieses Lichtquantum dann konzentriert und dem Auge zuführt. Dieses vom Objektiv aufgenommene Licht bildet nun noch im Rohre des Instrumentes, ganz nahe dem Auge, ein frei schwebendes Bild, welches alsdann durch eine Lupe, das Ocular oder Augenglas, betrachtet und zugleich vergrößert wird.

Dieses ist im Wesentlichen die Konstruktion der Himmelsfernrohre oder Teleskope; näher auf Details einzugehen, z. B. Achromatismus und angebrachte Mehrvorrichtungen zu erörtern, würde hier zu weit führen. Die terrestrischen Fernrohre für irdische Objekte unterscheiden sich dadurch, daß, um eine aufrechte Stellung des Bildes hervorzurufen (die Himmelsfernrohre zeigen Alles umgekehrt), auf Kosten der Helligkeit noch ein Glas oder auch mehrere eingeschaltet sind, mit Ausnahme der sogenannten Operngucker, bei denen auf Kosten der Vergrößerung die Wiederumkehrung des Bildes durch ein Kontak, d. h. vertieft geschliffenes, Ocular hervorgerufen wird.

Außer diesen besprochenen Linsenfernrohren giebt es jedoch auch noch sogenannte Spiegelteleskope, bei welchen ein dem Gegenstand zugekehrter, im untern Ende des Rohres angebrachter Hohlspiegel die Lichtstrahlen empfängt und zurückwirft, dieselben im Rohre zu einem Bilde vereinigt, welches dann durch einen zweiten kleinen Plan- oder auch Hohlspiegel dem Ocular zugeworfen wird; bei dem von dem Astronomen Herschel konstruirten Spiegelteleskop beobachtet man ohne einen zweiten Spiegel direkt das Bild durch das Ocular, was durch eine etwas schräge Stellung des Spiegels ermöglicht wird.

Der Ausdruck, eine Lupe vergrößert das Bild eines Gegenstandes, ist nun, genau genommen, unrichtig, denn ein linsenförmig geschliffenes Glas vergrößert thatsächlich nicht, sondern hebt nur die Undeutlichkeit eines bereits im Auge vergrößert vorhandenen Bildes auf, und zwar dadurch, daß es die Richtung der auseinanderstrebenden Lichtstrahlen dicht vor dem Auge ändert und sie, was zur Erzeugung eines deutlichen Bildes nöthig, parallel ins Auge führt.

Also ein Linsenglas vergrößert nicht, sondern erlaubt nur, einen Gegenstand oder ein Bild desselben in größerer Nähe zu betrachten, die Vergrößerung aber ist lediglich eine Folge der Annäherung.

Je stärker nun die Krümmung der Linse, desto geringer die Brennweite, also desto stärker die Vergrößerung.

Eine Linse von 1 Millimeter Brennweite z. B. gewährt eine 250fache Vergrößerung, eine solche von 1/10 Millimeter daher eine Vergrößerung von 2500.

Natürlich wird stets Durchmesser- oder Linearvergrößerung gerechnet, nicht aber quadratische, denn letztere liefert bei großen Zahlen immer nur einen Effekt in der Größe der Quadratwurzel, nur Charlatane rechnen zuweilen nach derselben, um z. B. bei Gas- und Sonnenmikroskopen durch scheinbar enorme Vergrößerungen das Publikum zu täuschen.

Daß lediglich die Annäherung in Folge der gradlinigen Verbreitung des Lichtes eine jede Vergrößerung bedingt, läßt sich durch einen gewöhnlichen vor das Auge gehaltenen Hohlstock nachweisen, an dem die Vergrößerung bei der Annäherung an ferne Gegenstände direkt abzulesen ist, wobei man alsdann finden wird, daß z. B. eine 100fache Vergrößerung nichts

weiter heißt, als daß man einen Gegenstand, der 100 Meter entfernt ist, jetzt so groß sieht, wie er aus 1 Meter Entfernung sich zeigt.

Die Leistung eines Fernrohres besteht aber nicht nur in der Vergrößerung, sondern, was ebenso wichtig, auch in der Erzeugung einer größeren Helligkeit des Bildes, da hiervon die raumdurchdringende Kraft abhängt. Ein Fernrohr nimmt nun genau so viel Mal mehr Licht auf als das unbewaffnete Auge, als die Quadratfläche des Objektivs die der Pupillenöffnung übertrifft. Hieraus ergibt sich, daß z. B. ein Fernrohr von 1 Zoll Oeffnung za. $4\frac{1}{2}$ mal mehr Helligkeit empfängt als das Auge und dem entsprechend weiter den Raum durchdringt.

In der Herstellung derartiger Fernrohre und Spiegelteleskope hat man es nun in neuerer Zeit unendlich weit gebracht und einzelne konstruirt, welche eine nahezu 10 000fache Vergrößerung gewähren, allerdings nur für Fixsterne und Nebelstecke mit unerhöplicher Lichtfülle; die mit schwachem, reflectirtem Lichte leuchtenden Planeten und Nebenplaneten gestatten längst nicht derartige Vergrößerungen; um bei diesen erheblich weiter zu kommen, muß die Technik hinsichtlich der Herstellung möglichst großer Linsen und Spiegel erst noch Fortschritte machen.

Außer dem Fernrohre ist seit 1861, seit der Entdeckung der Spektralanalyse durch Bunsen und Kirchhoff, noch das Spektroskop von höchster Wichtigkeit für die Erforschung des Weltalls geworden.

Dasselbe beruht auf folgenden Verhältnissen: Läßt man weißes Licht durch ein Glasprisma (dreiseitig flach geschliffenes Glas) fallen, so entsteht, wenn man dasselbe auf einem weißen Schirme auffängt, ein farbiges Lichtband, das Spektrum, beim Sonnenlicht gebildet aus den bekannten Regenbogenfarben.

Ein solches Spektrum besitzt nun je nach der Lichtquelle ganz verschiedene Eigenschaften.

Gehen nämlich die Lichtstrahlen von einem glühenden, festen Körper aus, so entsteht ein kontinuierliches Band oder ein Spektrum, in welchem die Regenbogenfarben ohne irgend welche Unterschiede ineinander übergehen.

Ist dagegen die Lichtquelle ein leuchtendes Gas, so entsteht ein sogenanntes Linienspektrum, d. h. ein Spektrum, welches nur aus einzelnen hellen, durch dunkle Zwischenräume getrennten Linien besteht.

Anzahl und Lage dieser Linien ist nun für jeden Grundstoff verschieden und derart charakteristisch, daß man aus der Beobachtung dieses Spektrums mit aus Unglaubliche grenzender Genauigkeit die in den leuchtenden Gasen enthaltenen Grundstoffe ermitteln kann, mag die Lichtquelle auch noch so weit entfernt sein.

Geht nun aber das Licht eines glühenden, festen Körpers, bevor es unser Auge erreicht, durch eine nicht selbstleuchtende, nicht glühende Gasmasse, so absorbiert sie diese, d. h. bringt zum Erlöschen die Lichtstrahlen, welche sie selbst im glühenden Zustande aussenden würde.

Die entsprechenden farbigen Linien werden in diesem Falle ausgelöscht und erscheinen an ihrer Stelle im Spektrum dunkle Querlinien, sogenannte Absorptionslinien.

Auf diese Weise, untersucht man das Licht der Sterne und Weltennebel, läßt sich daher nicht nur erkennen, ob das Licht des leuchtenden Körpers durch eine Gaschicht gegangen, bevor es zu uns gelangte, sondern die Streifen geben auch den genauesten Anhalt über die chemische Zusammensetzung dieser Gasmasse und des leuchtenden Körpers.

Eine geringe Verschiebung dieser Streifen nach der einen oder der anderen Seite von ihrer eigentlichen Lage giebt nun außerdem Aufschluß darüber, ob die Lichtquelle sich uns nähert oder sich entfernt.

Der ganze Apparat zur Vornahme derartiger Untersuchungen heißt nun, wie erwähnt, Spektroskop; ein genaueres Eingehen auf die Konstruktion der verschiedenen Formen desselben ist hier nicht am Orte.

Es war zum Verständniß der folgenden Artikel unbedingt erforderlich, die optischen Verhältnisse einer allgemeinen Betrachtung zu unterwerfen, und möge daher dieses zur Entschuldigung dienen, falls der eine oder andere Leser das gewählte Thema etwas näher finden sollte.

Die Gefährlichkeit der Schmarozer.

Von Heinrich Vogel.

Schmarozer nennen wir die Menschen, Thiere und Pflanzen, welche aus dem Lebenssaft anderer Lebendiger ihre Nahrung ziehen. Es giebt große, kleine und sehr kleine Schmarozer oder Blutsauger. Welche die schlimmsten unter ihnen sind, darüber kann man streiten, aber schlimm sind sie alle. Das Blutsaugen ist auch nicht der einzige Schaden, den die Schmarozer denjenigen Wesen zufügen, von deren Lebenssaft sie sich nähren und mästen. — Indem ein Insekt ein Opfer nach dem anderen überfällt, Gesunde und Kranke durcheinander, bleibt an seinem Saugstachel, wenn es diesen in die Haut eines Kranken gebohrt hat, auch Krankheitskeim oder Ansteckungsstoff haften, und wenn es dann mit demselben Saugstachel einen Gesunden sticht, um sein Blut zu saugen, so impft es damit auch die Keime der Krankheit auf den Gesunden über. Simonds, Affelmann und Professor Flügel in Breslau haben nachgewiesen, daß Fliegen auf diese Weise Choleraabazillen auf Gesunde übertragen und dieselben angestekt haben. Spillmann, Haushalter und Hoffmann haben nachgewiesen, daß Fliegen Tuberkelbazillen von dem Auswurf Tuberkulöser auf Gesunde übertragen haben. Eiternde Augenentzündung ist ebenfalls durch Fliegen übertragen worden. A. Laveran weist in Contributions à l'étude des boutons de Biskra, Rev. dermatol. 1880 nach, daß eine Hautkrankheit, die Blattern von Biskra, durch Fliegen übertragen wird. Die Uebertragung der Munde der Schafe durch Insekten ist ebenfalls festgestellt. Jedes Jahr bringt neue Beweise solcher Uebertragung von ansteckenden Krankheiten durch Ingeziefer. Henry Morau hat in der „Revue rose“ 95, I., pag. 42, mitgeteilt, daß Wanzen das Krebsretagium auf weiße Mäuse übertragen haben. Einem russischen Arzte, Tikin in Odesa, fiel, wie er in der „Médecine moderne“ mittheilt, die Verbreitung auf, welche der Rückfalltyphus dort von einem Asyl aus genommen hatte. Zuerst erkrankte daselbst ein Matrose, der sich vorher im Hasen von Jassa aufgehalten hatte. Da die Zeit, die zwischen dieser Epoche und der Zeit des Ausbruchs der Krankheit lag, genau der Inkubations- (Ausbildungs-) Periode des Rückfalltyphus entsprach, so war zu vermuten, daß der Kranke in Jassa angestekt worden war. Zehn oder zwölf Tage nach diesem ersten Fall zeigten sich andere analoge, und den folgenden Monat wurden die Fälle von Rückfalltyphus in Odesa noch häufiger; es entstand eine Epidemie, welche 10 000 Menschen ergriff. Die Mehrzahl der Erkrankten waren Leute, welche in Herbergen, Nachtasylen und ähnlichen Orten nächtigten. Auch der zuerst erkrankte Matrose hatte in einem solchen Asyl übernachtet. In demselben waren, wie in den meisten derartigen Anstalten, Unmassen von Wanzen vorhanden. Da die Ansteckung des Rückfalltyphus stets durch das mit Spirochäten beladene Blut geschieht, brachte dies Tikin auf den Gedanken, daß durch die Wanzen die Krankheit verbreitet worden sei, deren Ansteckungsstoff in den schlecht genährten und im Uebrigen heruntergekommenen Bevölkerungsschichten einen sehr geeigneten Nährboden gefunden hatte. Kommt ein Erkrankter in ein solches Asyl, so saugen die Wanzen mit ihrem Blute, welches die Spirillen des Rückfalltyphus, die Spirochäte Obermeiers, enthält, auch diese mit ein und es bleiben davon auch an ihren Saugwerkzeugen hängen. Kommen sie dann auf einen gesunden Schlafenden und stechen diesen an, so kann eine regelrechte Ueberimpfung der Spirochäten auf diesen stattfinden. Die Wanze braucht sogar nur über denselben zu laufen, der Schläfer zerdrückt sie bei einer Veränderung seiner Lage und kratzt sich, so kann ebenfalls eine Uebertragung durch eine Kratzwunde erfolgen. Tikin wollte sich durch eine absichtlich in ähnlicher Weise herbeigeführte Uebertragung von der Möglichkeit derselben überzeugen. Er ließ Wanzen hungern, bis sie ganz platt und blaß waren, brachte sie dann mittelst eines Schröpfkopfes auf einen an Rückfalltyphus Erkrankten. Nachdem sich hier die Wanzen vollgefogen hatten, wurden

sie zerdrückt und das Blut derselben unter dem Mikroskop untersucht. Es enthielt stets Spirochäten, noch nach achtzehn Stunden. Nun war nur noch die Virulenz oder Ansteckungskraft dieser Spirochäten festzustellen. Tikin injizirte dieses Wanzenblut einem ganz gesunden Affen. 64 Stunden nach der Inokulation zeigte das Blut des Affen Spirochäten und erkrankte derselbe an allen Symptomen des Rückfalltyphus. Dadurch waren die Wanzen als Ansteckungsträger erkannt, und es ist nicht zu bezweifeln, daß sie ebenso wie anderes Ingeziefer: Flöhe, Läuse und Fliegen, auch ähnliche Ansteckungskrankheiten verbreiten. Bei Verbreitung des Sumpffiebers hat sich erwiesen, daß die Moskito's eine ähnliche, aber nicht ganz dieselbe Rolle spielen, wie die Wanzen. Die Moskito's werden nur an sumpfigen und an Wasser gelegenen Orten gefährlich, und nur da findet man in ihrem Blut die Träger der Krankheit, die Haematozo'en. So ist nach A. Lamborn: La destruction des moustiques Revue scientif. 1890, pag. 480, in Konstantine in Algier das Sumpffieber in dem unansehnlichen Thal des Numel sehr häufig, verschwindet aber im oberen reichlichen Theile der Stadt, ebenso in Vona und nach Menbrini: Guida igienica di Roma, Rom 1896, in dem inneren Theile von Rom, die frei von Moskito's sind. Die Bodenrainage, die das Fieber unterdrückt, bringt auch die Moskito's zum Verschwinden. Die Fieber beginnen mit der Zeit, wenn die Moskito's am häufigsten sind; in der übrigen Zeit lassen sie nach. Man weiß, daß es in sumpfigen Gegenden gefährlich ist, bei offenem Fenster zu schlafen, und daß man am besten vor den Moskito's geschützt ist, wenn man des Abends die Fenster schließt. Während der Nacht ist man am meisten der Ansteckung mit Sumpffieber ausgesetzt, während der Nacht suchen auch die blutgierigen Moskito's ihre Beute auf. In sumpfigen Gegenden ist es gefährlich, auf dem Erdboden zu schlafen, und man hat bemerkt, daß in den Häusern die oberen Etagen gesünder sind, als die im Parterre oder in der ersten Etage belegenen. Die Moskito's verbreiten sich hauptsächlich auf der Erde. Die Prädisposition (Geneigtheit) zu Sumpffieber ist um so größer, je zarter und feiner die Haut ist; Kinder haben deshalb stets von den Moskito's am meisten zu leiden, auch vom Sumpffieber werden sie am ehesten ergriffen. Die Neger, deren Haut dick und widerstandsfähig ist und die den Stichen der Moskito's wenig ausgesetzt sind, erfreuen sich auch einer bemerkenswerthen Immunität gegen Sumpffieber. Dieselben zeigen sich nicht in Gegenden, in denen sich Schwefelgruben befinden, wie D'Abbadie in der Acad. des sciences vom 15. September 1882 mittheilte, und es wird empfohlen, große Feuer anzuzünden, wenn man gezwungen ist, die Nacht in sumpfigen Gegenden zuzubringen. Durch die schweflige Säure und durch den Rauch der Flamme werden eben die Moskito's getödtet und erstickt.

Allerdings finden sich auch Moskito's zuweilen massenhaft in Gegenden, die frei sind von Sumpffieber; das beweist nur, daß der Moskito nicht durch sich selbst gefährlich ist, sondern nur der Träger des Krankheitskeimes ist und daß dieser an bestimmte Vertikalitäten gebunden ist, nämlich an sumpfige. Nicht alle sumpfigen Gegenden zeigen Sumpffieber, wird es aber in solche Gegenden verschleppt, so erhält es sich dort. So waren die sehr sumpfigen Gegenden auf den Inseln Bourbon und Réunion bis vor Kurzem vollkommen frei von Sumpffieber, bis es durch einige indische Arbeiter dorthin verschleppt wurde; seitdem erhält es sich dort. Die Moskito's müssen also den Ansteckungsstoff, die Haematozo'en, erst im Wasser finden und aus demselben aufnehmen, ehe ihre Stiche das Sumpffieber verbreiten können. Andererseits scheint der Genuß dieses infizierten Wassers an sich noch nicht im Stande zu sein, das Sumpffieber direkt auf den Menschen zu übertragen, wie Reynald Ross (Proceedings of the South Indian Branch Brit. med. Assoc. vom 17. Dezember 1895) gezeigt hat. Ross ließ einen Mann eine kleine Menge Wasser trinken, in dem ein paar mit Sumpffieberblut vollgefogene Moskito's gestorben waren, nachdem sie ihre Eier darin abgelegt hatten (ein Versuch, zu dessen Wiederholung

man eigentlich nicht raten kann!). Der Mann bekam Kopfschmerz und etwas schwaches Fieber, das aber nach drei Tagen völlig verschwand und nicht wiederkehrte. Noß hat diesen Versuch mehrere Male bei Eingeborenen wiederholt, ohne Sumpffieber mit entschiedenem Charakter zu erzeugen. Die Haematozoen müssen also, ehe sie ihre Giftwirkung auf den Menschen ausüben können, wahrscheinlich erst noch ein Zwischenstadium im Leibe der Moskitos durchmachen, ähnlich wie die Bandwürmer erst als Finne die Schweine bewohnt haben müssen, ehe sie sich im menschlichen Darm wieder zu Bandwürmern entwickeln können. Lewis fand in 20 von 140 untersuchten Moskitoweißen Fadentwürmer; ob diese dieses Zwischenstadium darstellen, ist aber noch nicht erwiesen.

Eine andere Art Haematozoen, Tripanosoma Evati, wird durch die Tsétséfliege hauptsächlich im

Zululand und Umgebung eine Landplage. Nach David Bruce (Rapport préliminaire sur le Nagana ou maladie de la mouche tsétsé dans le Zoulouland, Ann. de l'inst. Pasteur 1896. s. 189) rühren die schweren Anfälle, zu denen die Tsétséfliege Veranlassung giebt, daher, daß diese Fliege auf ihrem Stachel die Haematozoen trägt, wenn sie Rinder, Ziegen, Pferde oder Hunde sticht, was bei denselben Fieber, Anschwellung des Unterhautbindegewebes und rasche Zerstörung der rothen Blutkörperchen hervorruft, an der die Thiere meist zu Grunde gehen. In Indien nennt man diese gefährliche Krankheit Jurra, in Zululand Nagana. Auch diese Krankheit konnte Bruce durch einen Versuch außerhalb seines epidemischen Herdes übertragen, indem er ein Pferd durch in der gefährlichen Zone gefangene Fliegen stechen ließ.

Kehren wir nun von den tropischen Blutsaugern

zu unseren einheimischen zurück, so ergibt sich aus dem Vorstehenden, daß die Vernichtung des Ungeziefers, also vor Allem der Fliegen, Wanzen, Flöhe und Läuse, eine der dringendsten Aufgaben der Gesundheitspflege sein muß und zwar nicht allein in öffentlichen Krankenhäusern, Schulen und Anstalten, sondern auch in jedem Privathaus und an jeder Arbeitsstätte. Gegen Wanzen ist wohl das beste Mittel, Einstreichen der Bettstellen mit deutschem Terpentinöl, im Allgemeinen aber Reinlichkeit und fleißiges Lüften der Wohnungen. Freilich sind es nicht nur die kleinen Wanzen, die, wenn sie ihren Opfern das Blut ausaugen, dieselben zuweilen noch mit einer schweren Krankheit anstecken, sondern große Schmarotzer thun dasselbe, wenn sie ihre Arbeiterinnen nicht nur schlecht bezahlen, sondern sie auch verführen und mit häßlichen Krankheiten befallen.



Aus dem Papierkorb der Zeit.

Die Kefirgährung. Ueber die Bakterien der Kefirgährung hat Dr. Ed. Freudenreich Untersuchungen angestellt, welche das Ergebnis gezeitigt haben, daß die Kefirgährung von vier verschiedenen Mikroben verursacht wird, von denen eine Hefenart und zwei Streptokokken notwendig sind, während ein Bacillus nicht unbedingt erforderlich zu sein scheint. Merkwürdig ist nun, daß Impfungen mit den vier Organismen anfänglich regelmäßig scheiterten. Wurden Mischkulturen der vier Organismen auf schrägem Milchzuckeragar angelegt und von diesen in Milch geimpft, so trat meistens wieder nur Milchsäuregährung ein; wenn man aber nach Eintritt dieser Gährung die geimpfte Milch gut durchschüttelte und dann einige Löffel voll in neue sterilisierte Milch impfte, so trat in vielen Fällen ganz echte Kefirgährung ein, war nur Milchsäuregährung erfolgt, dann gelang es in einigen Fällen, durch die dritte und vierte Passage zur Kefirgährung zu kommen.

Sommerabend. (Zu unserem Bilde.) Das heiße, flammende Gehirn des Tages ist verglüht, und mächtig breitet der Abend seine zarten Schleier über Land und Meer.

Erlöst von der langen, drückenden Hitze, die wie ein schwerer Bann auf ihr gelastet, streckt Mutter Erde ihre Arme begierig in die kühle Fluth hinaus. In launiger, spiegelglatter Ruhe, als sei es selbst des langen Tages müde, dehnt in schier endloser Fläche sich das Meer zu unseren Füßen, und, wie einer tiefen, unbestimmten Sehnsucht voll, schweift unser Blick zum fernem Horizonte, wo Meer und Himmel ineinander fließen.

Uns ist, als breite, wie der Dichter singt, die Seele mächtig ihre Schwingen aus, um fern der Erde in unbekannt, räthselhafte Weite nach stillen seligen Gefilden ihren Flug zu nehmen.

Warum? Wohin? — Wir wissen es selber nicht. „Gefühl ist Alles.“ Ein träumend Sinnen ohne Zweck und Ziel. Halb sind wir noch wir selbst, halb sind wir's nicht, halb nur ein Stück Natur, in deren Schönheitsglanz die Seele untertaucht, den Erdenstaub des Lebens von sich abzubaden.

Und stehen wir auch nicht, gleich der schlichten, lieblichen Gestalt auf unserem Bilde, leibhaftig dort am Abhang zwischen lichten Fichtengrün, ein Ahnen von dem Zauber des sonnigen Sommerabends am Meere wird uns doch, und dankbar werden wir — die heute noch in dumpfer Städte Manern, an trostloser Scholle festgebannt sind — dem Künstler sein, der uns vermöge seiner Künstlerhand die beseligende Schönheit seiner Landschaft wenigstens ahnen ließ.

Von wilden Thieren. Dr. Hud, der Direktor des zoologischen Gartens zu Berlin, hat vor ein paar Jahren in einer weit verbreiteten Zeitung eine Studie über „Wilde Thiere“ veröffentlicht, in welcher er darlegt, daß man diese Lebewesen eigentlich arg verleumdete und daß sie erst durch die Angriffe der Menschen „wild“ und grausam zu werden pflegen. Diese Thatsache bestätigt der Kriegsmaler Wereschschagin, der in der Schilderung seiner Kriegsfahrten an der chinesischen Grenze über den Tiger folgendermaßen berichtet:

Nach meiner Erfahrung, welche in vielen Ländern bestätigt wurde, sind die Erzählungen von der Wuth der wilden Thiere übertrieben. Durch seine aufrechte Gestalt löst der Mensch allen übrigen Geschöpfen einen unüberwindlichen Schrecken ein und die großen Raubthiere müssen sehr hungrig sein, die kleineren aber, die Wölfe, müssen sich in großer Anzahl befinden, um einen Anfall auf einen vorübergehenden Menschen zu wagen, der sie nicht reizt und kein Gewehr trägt. Dieses letztere, welches

kleinere Thiere zwar erschreckt, bringt große immer in Wuth, weil sie wohl verstehen, die Absichten eines Menschen zu erkennen. — Es giebt natürlich, wie überall, Ausnahmen. In Indien kommt es vor, daß ein Tiger oder eine Tigerin, besonders wenn sie alt sind und die schnellsüchtigen Thiere nicht mehr einholen können, das Menschenfleisch, wenn sie es einmal gekostet haben, so schmackhaft und die Erlangung desselben so leicht finden, daß sie anfangen, sich nur von Menschen zu nähren, weshalb sie auch in der Umgegend Menschenfresser genannt werden. — In der Sammlung von Bildern Wereschschagin's, die in den 80er Jahren auch in vielen deutschen Städten ausgestellt wurden, fand sich eines, welches einen solchen „Menschenfresser“ darstellt, wie er entweder auf der Lauer liegt oder dem angenehmeren Werke der ruhigen Verdauung obliegt.

Weltgeschichtliche Brosamen.

Der Einfluß, den einzelne Propheten und Eroberer auf die arabischen, türkischen und mongolischen Nomadenstämme ausgeübt haben, ist vielleicht größer, als ihn der größte Staatsmann im Bereich unserer Vorkultur auszuüben vermochte. Immerhin darf man nicht vergessen, daß auch hier jene Individuen nur die Gelegenheitsursache bilden, daß sie gleichsam nur die vorhandene latente (verborgene, ruhende) Energie der Massen auflösen und daß auch das hervorragendste Individuum insofern indifferent erscheint, als derartige leitende Individuen häufiger auftreten und daher gleichsam einen Typus in diesen Zuständen bilden, bei dem es auf die individuelle Beschaffenheit des Einzelnen schließlich nicht mehr ankommt. In diesem Zusammenhang zeigt sich uns so recht die Einseitigkeit jenes bekannten historischen Individualismus, welcher den Verlauf des ganzen geschichtlichen Lebens als abhängig von einzelnen großen Individuen betrachtet. Denn eine solche Abhängigkeit würde sich immer noch eher für die Halbkulturvölker als für die Vorkulturvölker glaubhaft machen lassen und daher jedenfalls keinen entscheidenden Vorzug der letzteren ausmachen. Das Wesen des eigentlichen geschichtlichen Lebens könnte also jedenfalls in einem solchen bestimmenden Einfluß großer Personen nicht erblickt werden. Es ist kein Zufall, daß Corinte in der Reihe seiner Helden auch einen Vertreter der Halbkultur in der Gestalt Mohameds betrachtet. Eine solche Betrachtung würde also die entscheidenden Unterschiede zwischen Halb- und Vorkultur verwischen, sie erweckt dadurch von vornherein Mißtrauen und hebt sich durch ihre Einseitigkeit selbst auf.

Vierstadt, Naturvölker und Kulturvölker.

Als Septimius Severus seinen Nebenbuhler um die Herrschaft Pescennius Niger besiegte hatte, rief man ihm, dessen mit prunkvollen Inschriften geschmückte Standbilder umstürzen zu lassen. Der Kaiser lehnte dies ab mit den Worten: „Wenn diese Lobreden begründet sind — und sie sind es allerdings —, so wird einst alle Welt erkennen, welch einen tüchtigen Gegner wir überwunden haben.“

Schnitzel.

Zum Buchschluß.

Soll von Fehlern ist das Buch, Freiheit steht auf jeder Seite. Gleichwohl, gebt ihm Euren Fluch Oder Segen zum Geleite. Für das Sündenregister Sorgen die deutschen Philister.

G. Herwegh.

Grabchrift eines Hundes.
Die Diebe lief ich an, den Buhlern schwieg ich stille,
So ward vollbracht des Herrn und auch der Frauen Wille.
Martin Opitz.

Wer seine Dummheit verbergen kann,
Ist wahrlich nicht der dümmste Mann.
R. Baumbach.

Das europäische Konzert.
Sie konzertirten zu allen Zeiten,
Bisweilen aber rissen die Saiten,
Und es entstand, man weiß nicht wie,
Eine ohrenzerreißende Disharmonie.
Ed. Bauerfeld.

Der Junker und der Bauer.
Ein Bauer trat mit dieser Klage
Vor Junker Alexander hin:
„Beruehmt, Herr, daß ich heut' am Tage
Recht übel angekommen bin.
Mein Hund hat Eure Kuh gebissen;
Wer wird den Schaden tragen müssen?“
„Schelm, das sollst Du!“ fuhr hier der Junker auf.
„Für dreißig Thaler war die Kuh mir nicht zu Kauf;
Die sollst Du diesen Augenblick erlegen,
Das sei hiermit erkannt von Rechtes wegen!“
„Ach nein! Gekrenker Herr, ich bitte, hört!“
Rief ihm der Bauer wieder zu,
„Ich sag' es in der Angst verkehrt,
Rein, Euer Hund biß meine Kuh.“
Und wie hieß nun das Urtheil Alexanders?
„Ja, Bauer, das ist ganz was Anders!“ Richter.

Räthsel-Ecke.
Diamant-Aufgabe.

```

a
a a a
a a a b d
b d e e e e e
e e e f g i i i l
l l l m m m n n o
o o o p r r r r r
r r r r r r r
t t t t t
t u u

```

Die mittlere wagerechte sowie mittlere senkrechte Reihe nennen nach richtiger Umstellung der Buchstaben einen Gedanktag der arbeitenden Klasse. Die übrigen Reihen bezeichnen: 1. Buchstabe. 2. Biblischer Name. 3. Eine Frucht. 4. Rationalspeise. 5. Edle Blumenzüchtung. 6. Die Lösung. 7. Süddeutsche Stadt. 8. Fischart. 9. Bekanntes französischer Schriftsteller. 10. Männlicher Vorname. 11. Buchstabe.

Auflösung des Literarischen Silben-Räthfels in Nr. 20:
Tollheim — Hugo — Epigramm — Odeum —
Demosthenes — Orthologie — Nojen.
Theodor Kommen.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Herrn G. Macasj, Leipzig, Oststraße 14, richten.